

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 11

Sonntag, den 12. März

1918

Der rote Schmetterling.

Roman von Matthias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als Farland darauf das Untersuchungsgefängnis verlassen hatte, grübelte er über das Erlebte nach.

So war es also die Wahrheit gewesen, was Hans Thorn ihm gesagt hatte.

Aber warum war er für eine, die seinen Namen gar nicht kannte, die ihm also eine Fremde sein mußte, zu einem solchen Opfer bereit gewesen? Wie hatte er mit einer solchen Gewissheit den Glauben an deren Schuldlosigkeit haben können?

Konnte nicht nur einer so sehr von der Schuldlosigkeit einer Fremden überzeugt sein, der eben den wirklich Schuldigen kennt?

Sollte es Hans Thorn wissen?

Sollte — vielleicht er selbst Mitschuldiger sein?

Jedenfalls wollte er da nicht stehen bleiben, wo er bisher angelangt war.

Das war Fred Farlands Absicht; er sah sich einem Geheimnisse gegenüber, das für ihn so viel Interesse erweckt hatte, daß er die Lösung gewinnen wollte.

Wie aber Fred Farland über die Zusammenhänge zwischen Hans Thorn und Frau Erna Löwenberg nachgrübelte, die sich wirklich fremd zu sein schienen, so konnten auch Frau Erna Löwenberg Gedanken nicht von Hans Thorn frei werden.

Sie hatte den Namen nie gehört.

Und dennoch war er für sie eingetreten.

Warum?

Wie viele hatten in der Villa Löwenberg verkehrt, die ihre Nähe gesucht hatten und die sich Freunde nannten. Von all diesen war aber sicher keine Stimme für sie eingetreten; alle hatten geglaubt, was in den Zeitungen als Anklage gegen sie mitgeteilt worden war.

Nur dieser Hans Thorn nicht!

Wer konnte es sein?

Mit einem Male hob sie den Kopf

Der Staatsanwalt! Der unberechenbare Zufall hatte es gewollt, daß gerade er ihr Ankläger werden sollte; von den dreien, mit denen sie auf jenem letzten Spaziergange damals zusammengetroffen war, er für sie der lästigste gewesen. Wie er ihr damals schon erschienen, so war für sie sein Verhalten als Staatsanwalt gewesen.

Dieser hatte in seiner ironischen Weise gewiß auch den beiden anderen davon erzählt, was er von dem roten Schmetterling erfahren hatte.

Und der, den sie damals den Dichter genannt? Ob er nicht den Troubadour gespielt hatte, der bedingungslos für die eingetreten war, die — die er liebte?

Nur der allein konnte das tun, was sie nun erlebt hatte! Ob das aus Liebe geschah? Ob aus einer einmaligen Begegnung eine Liebe entstanden sein konnte, die bedingungslos vertraut und opfert?

Je länger ihre Gedanken diesem Wege folgten, um so sicherer erschien es ihr, daß jener der eine sein mußte, jener Träumer, der noch nach Märchen und Abenteuern suchen wollte, und der getan hatte, was er als dieser Träumer tun mußte.

Sie war entschlossen, den ersten Weg nach ihrer Freilassung zu ihm zu suchen.

Er sollte ihr erzählen.

Und nun begannen ihre Gedanken davon zu träumen, wie

sie ihm für seine Treue danken könnte.

Sie wußte doch, wie sie schön und begehrenswert war.

Da klickten wieder Schlüssel!

Sie bedeuteten Frau Erna Löwenbergs Freiheit. — —

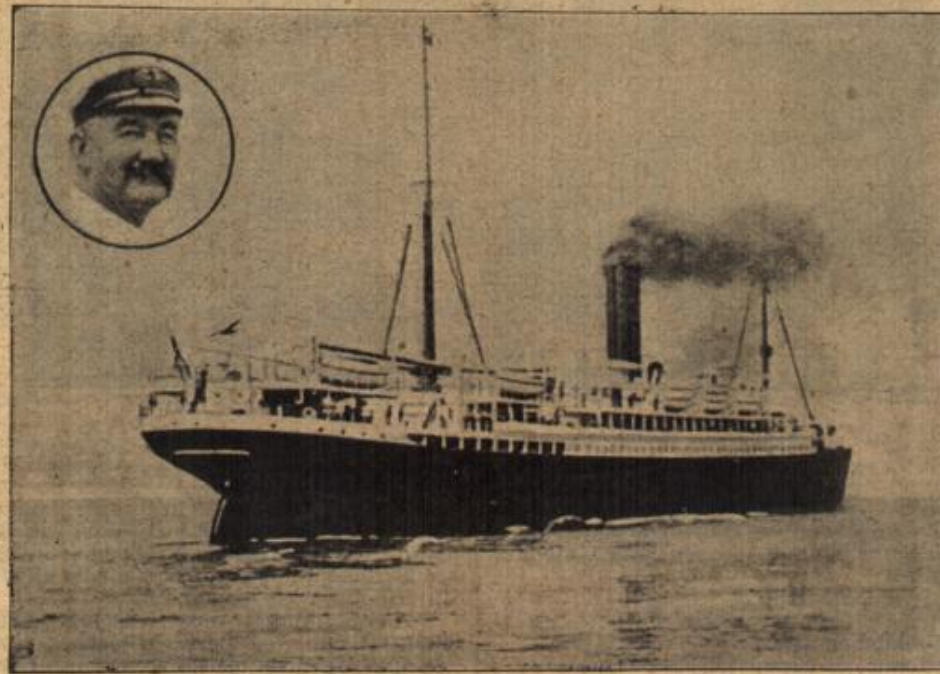
XIX.

Ida Hartmann befand sich allein in ihrer Wohnung. Sie wußte, daß Hans Thorn den Weg zu ihr zurück wohl nicht mehr wagte, nachdem sie ihn mit solcher Schroffheit abgewiesen hatte.

Aber war für sie eine andere Möglichkeit gewesen?

Oder hatte sie nicht doch einen Fehler begangen?

Hatte sie also irgend eine Ursache, ihm zu zürnen, weil er zweifelte? Hatte sie an ihm nicht ebenso gezweifelt, da sie sich ihm an jenem verhängnisvollen Abende nicht schon anvertraut hatte, als er gekommen war, um nach ihr zu sehen?



Die „Appam“.

Der englische Westafrikadampfer, der durch einen kühnen Seemannsstreich der „Röwe“ in der Nähe von Madaira aufgebracht und unbedeutend über den Atlantischen Ozean nach Norfolk (Ver. St.) gebracht wurde. Oben links: Der englische Kapitän der „Appam“, D. G. Harrison.

„Ich habe nichts gesehen.“
„Was sollen Sie vor dem Richter erklären?“
„Darüber wird der Richter entscheiden.“
„Aber ich muß mich noch umkleiden.“

So weit waren ihre Gedanken gekommen, aber sie hatte ihn nicht mehr zurückrufen können.
Und das vermochten auch die Tränen nicht mehr zu ändern, die sie darüber schon vergossen hatte.

Am nächsten Tag war es ihr wohl erschienen, als würde sie alles noch ändern können, wenn sie nun ihren Stolz demütigte und ihm schreiben wollte, um ihm alles zu vertrauen, alles — von ihrem Aufenthalte in Rußland bis zu jenem Besuche im Arbeitszimmer des Manfred Löwenberg. Er würde ihr glauben, daß sie nicht anders handeln konnte, wenn auch manches ungeschickt und töricht gewesen sein mochte.

Die Neue kam zu Ida Hartmann, denn ihre Liebe zu Hans Thorn war gleich stark und groß geblieben.

Sie wußte ebenso, daß seine Liebe auch nur ihr allein gehört hatte.

Und sie mußte auch erkennen, daß sein Eintreten für Frau Erna Löwenberg nur aus seinem eigenartigen Empfinden kam, es war sein impulsives Eintreten für das, was er als Recht erkannte.

War es daher eigentlich nicht Feigheit, daß sie die Schuld auf ihn häufte, um nicht selbst gestehen zu müssen, um nicht selbst von eigenem Verschulden sprechen zu müssen?

Eine neue Torheit war es gewesen.

Und nun hätte sie ihn gerne nochmals gerufen.

Früh war nicht zu Hause.

Wenn sie jetzt zum Schreibtische ginge und schreiben würde? Er würde gewiß kommen.

Vielleicht würde er ihr auch zeigen können, was sie tun mußte, wenn das eintreten sollte, vor dem sie nun Tag für Tag bangte.
In dieser Furcht wagte sie sich schon nicht mehr aus dem Hause.
Als in diese Gedanken hinein die Flurglode schrillte, schral sie zuerst zusammen.

Wer sollte dies sein? Vielleicht Hans Thorn?

Nur mit ihm hatte sie sich beschäftigt und deshalb dachte sie auch nur an ihn.

Sie ging in den Korridor hinaus.

Aber vor der Türe stand ein Fremder, den sie nie gesehen hatte, neben ihm befand sich ein Mädchen, dessen Züge ihr wohl bekannt erschienen, ohne daß sie gewußt hätte, wo sie diese schon einmal gesehen haben mochte.

Der Fremde fragte sofort:
„Sind Sie Fräulein Ida Hartmann?“

„Ja!“

Und nun erklärte das Mädchen sofort:
„Ja, das ist sie, ich erkenne sie genau wieder!“

Bei diesen Worten erriet es auch Ida Hartmann, welche Bedeutung diese Gegenüberstellung hatte. In der Villa Löwenberg hatte sie jenes Mädchen gesehen.

So verwirrt war Ida in diesem Augenblicke, daß sie die Türe zuschlagen wollte; aber der Fremde hatte bereits seinen Fuß dazwischen geschoben und drückte die Türe wieder auf.

„Fräulein Hartmann, versuchen Sie keinen Widerstand, der völlig zwecklos sein würde. Mein Name ist Kommissar Reher, ich habe den Auftrag, Sie zum Verhör vor dem Ermittlungsrichter zu bringen.“

Ida Hartmanns Gesicht erschien so fahl, als wäre aus ihm der letzte Blutstropfen entwichen; in ihrer Stimme lag ein Bittern.

„Warum? Was soll ich dort?“

„Sie sollen darüber Auskunft geben, was Sie bei Manfred Löwenberg im Arbeitszimmer erlebt haben und warum Sie dort in gekommen sind?“

„Ich weiß nichts — ich habe nichts gesehen.“

„Das sollen Sie vor dem Richter erklären.“

„Werde ich dann wiederkommen?“

„Darüber wird der Richter entscheiden.“

„Aber ich muß mich noch umkleiden.“

„Das Gesicht von Ida Hartmann zeigte eine fahle Blässe.“
„Sie sollte sie mitbringen?“
„Aber Sie haben sie nicht in der Wohnung gesehen?“
„Nein, aber ich habe sie in der Villa Löwenberg gesehen.“
„Wo?“
„In der Villa Löwenberg.“
„Wann?“
„Vor einigen Tagen.“
„Woher?“
„Von einem Bekannten.“
„Welchen?“
„Den ich nicht namentlich nennen darf.“
„Aber Sie haben sie gesehen?“
„Ja.“
„Wo?“
„In der Villa Löwenberg.“
„Wann?“
„Vor einigen Tagen.“
„Woher?“
„Von einem Bekannten.“
„Welchen?“
„Den ich nicht namentlich nennen darf.“

Da verließ sie die Wohnung und folgte dem Kommissar die Treppe hinunter.

Das Gefürchtete war nun eben gekommen.

Der Kommissar öffnete den Wagenschlag und ließ Ida Hartmann zuerst einsteigen; diese sah im Wagen noch einen anderen Kriminalbeamten in Zivil, zu dem der Kommissar sagte:

„Sie sind unterrichtet, wo Sie Fräulein Hartmann hinführen müssen. In einer Stunde hoffe ich nachzukommen.“

Dann ratterte das Auto fort.

Kommissar Reher aber stieg die Treppe zur Wohnung Hartmanns nochmals empor, öffnete leise und begann mit einer sehr eingehenden Hausdurchsuchung, wobei Fritz Hartmann hinzutrat, der zusehen mußte, ohne widersprechen zu dürfen.

Der Untersuchungsrichter wollte zunächst den Bericht des Kommissars Reher abwarten, ehe er Ida Hartmann verhörte.

Er glaubte, daß die Hausdurchsuchung vielleicht neue Tatsachen schaffen konnte, denen gegenüber Ida Hartmann gestehen mußte. Deshalb war Ida zunächst in Gewahrsam genommen worden.

Nun war der Kommissar Reher erschienen.

„Haben Sie etwas gefunden?“ war die erste Frage des Ermittlungsrichters.

„Nein! Es gibt in jener Wohnung keinen Raum und kein Versteck, in das ich nicht eingedrungen wäre.“

Aber es fand sich nichts vor, kein Schriftstück, in dem der Name Löwenberg genannt worden wäre, keine Waffe, kein verdächtiger Be-

sitz.“

„Sie hatte eben zu viel Zeit, in der sie klug genug gewesen sein wird, alles zu beseitigen, was sie hätte verraten können.“

„Dann aber sprechen gegen sie nur die gleichen, das heißt ähnlichen Indizien, wie sie bereits gegen Frau Erna Löwenberg erhoben wurden.“

Der Ermittlungsrichter nickte zustimmend, fügte aber noch hinzu:

„Mit dem einen Unterschiede, daß wir durch eine Zeugenaussage genau wissen, daß Ida Hartmann erst viel später die Villa Löwenberg verlassen hatte. Es wird wohl am besten sein, Sie bleiben nun während des Verhörs anwesend, um vielleicht etwas für die Fortführung der Untersuchung zu gewinnen.“

Der Kommissar nickte. Er war selbst zu sehr begierig, welche Auskunft von Ida Hartmann gegeben würde.

Der Ermittlungsrichter ließ sich telephonisch mit der Arrestverwaltung verbinden und verlangte die Vorführung der Untersuchungsgefangenen Ida Hartmann.

Als diese von dem zweiten Kriminalbeamten im Dienstzimmer der Arrestverwaltung vorgeführt worden war, als dann ihre Personalien aufgenommen und in ein Buch eingetragen wurden, da war Ida Hartmann nicht mehr überrascht, als ihr ihre vorläufige Festnahme bekannt gegeben wurde.

Aber als sie dann in eine Zelle gebracht wurde und die Türe hinter ihr klirrend zuschlug, da brach die Kraft, mit der sie sich mühsam aufrecht erhalten, zusammen; sie sank auf die harte Holzbank nieder und verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Was nun?

Sie konnte keinen Gedanken fassen, was geschehen würde.

Sie wußte auch nicht, wie die Zeit verstrichen war, und hörte nur wieder ein Klirren von Schlüsseln. Die Zellentüre wurde geöffnet und der Wärter sagte ihr, ohne daß sie danach gefragt hätte, sie würde nun von dem Ermittlungsrichter verhört werden, der dann über ihr weiteres Schicksal entscheiden werde.

Durch mehrere Korridore und Treppen ersuchte er sie in das Bureau des Ermittlungsrichters; dort war neben dem Kommissar Reher noch ein Sekretär anwesend, der über den Verlauf des Verhörs ein Protokoll aufzunehmen hatte.



Ansicht von Meßlitz, das von den Bulgaren eingenommen wurde.

Das Gesicht von Ida Hartmann zeigte eine sahle Blasse. Wie sollte sie antworten?
 Das wußte sie, daß ein Leugnen sie nicht mehr zu bewahren vermochte, denn eine Zeugin hatte in ihr mit aller Bestimmtheit die fremde Besucherin bei Manfred Löwenberg erkannt. Sie selbst hatte es ja gehört.
 Also die Wahrheit!
 Der Richter bot ihr einen Stuhl an.
 Sie setzte sich; dann galtten seine Fragen ihren persönlichen Verhältnissen.
 „Sie waren doch vor drei oder vier Jahren in Rußland in Stellung?“
 „Ja!“
 „Und wo?“
 „Bei dem Grafen Wialewalska.“
 „Hatten Sie Manfred Löwenberg dortselbst schon kennen gelernt?“
 „Ja!“
 „In welchem Verhältnis standen Sie damals zu ihm?“
 „Er verkehrte lediglich auf dem Gute des Grafen.“
 „In näherem Verkehr standen Sie mit ihm nicht?“
 „Nein!“

„Aber Sie haben Manfred Löwenberg hier in München noch mals aufgesucht?“

„Ja! Aber das geschah nur einmal.“
 „Und wann soll das gewesen sein?“

Ohne zu zögern gab sie darauf Antwort.
 „Das war an dem Nachmittag, an dem dann die Tat verübt wurde.“

Zwei erstaunte Augenpaare trafen sie, dieses plötzliche Geständnis war unerwartet gekommen.

„Wie ich sehe, erkennen Sie es selbst als das Beste, die Wahrheit anzugeben. Sie waren also gegen halb fünf in die Villa Löwenberg gekommen, meldeten sich dort an, ohne ihren Namen angeben zu wollen, und wurden daraufhin in Herrn Löwenbergs Arbeitszimmer geführt. Was geschah dann?“

„Es kam Manfred Löwenberg, der mich nach den Gründen meines Kommens fragte.“

„Er erkannte sie also sofort wieder?“

„Nein, ich mußte erst meinen Namen angeben.“

„Warum hatten Sie ihn aufgesucht?“

„Es ist das eine Angelegenheit, von der ich schweigen möchte.“
 „Aber es könnte schließlich in Ihrem Interesse sein, daß Sie auch darüber sprechen.“

„Ich will es nicht!“

„Ich werde Sie nicht zwingen, wenn die Wiederholung dieser Frage nicht unbedingt nötig werden wird. Wie lange sprachen Sie mit Manfred Löwenberg?“

„Ich kann die Zeit nicht mehr bestimmen.“

„War es ein Wortwechsel, eine Meinungsverschiedenheit, ein Streit oder eine ruhige Verständigung?“

„Er verweigerte die Antwort auf meine Fragen.“

„Waren Sie damit einverstanden?“

„Nein!“

„Wenn ich Sie recht verstehe, wurde daraus ein Wortwechsel.“

„Ja!“

„Waren Sie dabei erregt?“

„Ich mußte es wohl werden.“

„Und dann?“

„Ich lief aus dem Arbeitszimmer in den Nebenraum, weil ich dort ein Geräusch vermutet hatte; ich hoffte dort Frau Erna Löwenberg zu begegnen. Ich rief sogar deren Namen. Aber ich mußte mich getäuscht haben, denn in dem Nebenzimmer war

niemand. Trotzdem ich zweimal Frau Löwenbergs Namen gerufen hatte, war niemand gekommen.“

„Kannten Sie auch Frau Erna Löwenberg?“

„Ja! Sie war eine Gräfin Wialewalska gewesen.“

„Was wollten Sie von ihr?“

„Ich wollte ihr sagen, was ich wußte, sagen, warum ich zu Manfred Löwenberg gekommen war.“

„Und warum war dieses geschehen?“

„Er hatte mir die Antwort nicht gegeben, die mich zufrieden stellen mußte. Deshalb wollte ich, daß Frau Erna zugegen sein sollte.“

„Als Sie diese im Nebenzimmer nicht antrafen und auch keine Antwort erhielten, was geschah dann?“

„Ich habe einen dumpfen Schlag gehört, als wäre ein schwerer Gegenstand niedergefallen; ich dachte, Manfred Löwenberg müsse etwas zu Boden gestoßen haben. Und da ich nicht hoffte, Frau Erna werde noch kommen, da ich vielmehr annehmen mußte, diese sei gar nicht in der Villa, so trat ich nach dem Arbeitszimmer zurück. Aber zu meinem furchtbaren Entsetzen lag Manfred Löwenberg mit einer klaffenden Wunde tot auf dem Boden. Ob er schon tot oder ob noch Leben in ihm war, ich weiß es nicht.

Ich konnte nichts mehr denken. Ich war so erschrocken, daß ich davon rannte und wie besinnungslos fortlief. Ich konnte nicht denken, wie die Tat geschehen sein konnte, ich überlegte auch die Folgen nicht.

Ich hatte nur das eine Bestreben, von diesem Toten fortzukommen. Ich kann auch nicht sagen, wie ich zu Hause angelangt bin.“

Wie erschöpft schwieg Ida Hartmann.

„Wissen Sie bestimmt, daß Sie im Nebenraume ein Geräusch hörten?“

„Ich weiß es nicht.

In dem eifrigen Wortwechsel, bei dem laute, ärgerliche Ausdrücke fielen, war es mir so erschienen.“

„Sie sahen aber niemand?“

„Nein!“

„Hatten Sie den Namen der Frau wiederholt gerufen?“

„Ja! Zweimal, vielleicht auch dreimal!“

„War dabei die Tür nach dem Arbeitszimmer offen gewesen?“

„Das weiß ich

nicht! Sie mag vielleicht halb zugefallen sein!“

„War Ihnen Manfred Löwenberg nicht gefolgt?“

„Nein! Ich hatte nur die Empfindung, daß er mir nachschaute: er mochte wohl gewußt haben, daß seine Frau in jenem Zimmer nicht sein konnte.“

„Als sie den dumpfen Fall hörten, waren Sie dann sofort in das Arbeitszimmer zurückgeeil?“

„Ich habe noch einmal gerufen.“

„Warum haben Sie sich dann später nicht gemeldet?“

„Es wurde mir erst im Verlaufe der Nacht klar, welche Torheit ich begangen hatte. Da ich davongelaufen war, so würde man schließlich mich für schuldig halten. Das wurde nun meine Furcht. Ich hätte dann auch von den Dingen sprechen müssen, weshalb ich Manfred Löwenberg aufgesucht hatte. Davor fürchtete ich mich, daß mein Name im Zusammenhang mit all den Dingen gebracht werden sollte. Deshalb schwieg ich auch weiterhin, weil ich wähnte, daß niemand meinen Namen wissen konnte. Ich ahnte ja nicht, daß damit erst die größere Torheit geschehen war.“

„Sie müssen also selbst zugestehen, daß die einzelnen Verdachtsmomente Ihnen in keiner Weise günstig sind?“

„Ich weiß es!“

„Gerade deshalb sollten Sie die Gründe nennen, die Sie zu Manfred Löwenberg geführt haben.“

„Ich darf es nicht.“

„Warum?“



Die montenegrinische Königsfamilie in Lyon.

Die montenegrinische Königsfamilie hat sich Lyon als Residenz im Exil gewählt, wo ihr die französische Regierung eine Villa zur Verfügung gestellt hat. Den Wunsch, hier Aufenthalt zu nehmen, soll zuerst Königin Milena geäußert haben, die früher einmal in Lyon von einem bedeutenden Arzte behandelt und von einem Gelben geheilt wurde. Für die Bewohner von Lyon muß es ein ungewohntes Bild sein, die Söhne der schwarzen Berge mit ihren Bloupons fraternisieren zu sehen. Unser Bild zeigt: vorn sitzend Königin Milena und König Nikita, hinten von links nach rechts: Die Prinzessinnen Vera und Zenta, die Kronprinzessin Milica, Ministerpräsident Nutschewitsch und Kronprinz Danilo.

vom
 (baten
 Dichter
 en es
 treue
 haben
 lands
 ig ge
 Lied
 unten,
 bewegt
 t.
 auch
 ütigen
 enlieb
 te n.
 endes

 er zu
 Neu-
 der
 und
 wie
 in sein
 risten,

 chönes
 willn
 Speer

 wollen
 und

 ihm
 nderer
 Megd-
 Herzen
 in die
 ben, so
 in im
 de mit
 erte ein
 seine
 en ge-
 wasser

 Kämp-
 fride-
 Zeit
 Lieb
 jungen

 seines

 1!
 n Troß
 nn und
 bschied-
 Vater,
 n. Die
 ir!“ —
 hen ...
 chönsten

 ruf des

 e Braut
 Liebsten
 Kämpfe



Mit der achte
Ausgabe
zusätzlich
Erzähler Nach

Nr. 60

Kriegs

Wichtige T

10. März
samt werden sechs
langen, 11 Gefähr-
schlamm und e
von den letzten ge-
Verlust an Luftfahr-
länder verloren in
angefallenen, hinter
feindlicher Flugzeug

Neue fei

Er. Mit der i
geind gegen das
Ja, wenn wir die
Martino mitrechnen
Lidungen der deu-
toren Öffentlichkei-
brücke, Annahmlich
Staat am Rande
auf dem Kirchhof
Eubelstraße im
Portugiesisch-Anglo-
sion im ersten R
und die Beamten
treten das deutlich
Grund haben sie
und an seinen Diffe
Belgiert in Wisse
unteren

„Ich kann es nicht sagen: Ich sprach nur die Wahrheit. Ich weiß wohl, daß ich alles hätte verhindern können, wenn ich nicht fortgerannt wäre. Aber wie ich plötzlich den Toten gesehen habe, wie ein Rätsel, das mir unsäglich ist, da war ich zu verwirrt. Vor dem Blut, vor dem furchtbaren Anblick lief ich eben davon.“

„Aber deshalb hätten Sie sich immer noch melden können.“

„Ich weiß es. Aber ich vermag auch darüber nichts anders zu sagen, als was ich Ihnen schon erklärte.“

„Gewiß! Sie geben von den Vorkommnissen eine Darstellung, die schließlich möglich sein kann. Aber wie wollen Sie diese einigermaßen beweisen?“

„Ich weiß es nicht. Ich kann nur wiederholen, daß ich die Wahrheit sagte und daß ich keine Mörderin bin.“

„Damit aber kann sich die Polizei nicht zufrieden erklären. Ich werde in Ihrem Interesse das Ergebnis des Verhörs dem Staatsanwalt mitteilen und dessen Ansicht einholen.“

Er ließ darauf Jda Hartmann in die Untersuchungshaft zurückführen. Dann fragte der Ermittlungsrichter den Kommissär:

„Was ist denn Ihr Urteil?“

„Psychologisch ist alles möglich, was sie erzählte. Aber von den Beweisen, die ihre Festnahme erforderten, ist deshalb nicht einer unwirksam geworden.“

„Das ist es! Es mag also der Staatsanwalt selbst entscheiden.“

Der Ermittlungsrichter ließ sich darauf telefonisch mit Doktor Kummel verbinden.

XX.

„Sie werden erstaunt sein, daß ich Sie gefunden habe; aber ich mußte doch kommen, um Ihnen dafür zu danken, was Sie für mich getan haben.“

Frau Erna Löwenberg, der rote Schmetterling, war es, die von Hans Thörn in sein Zimmer geführt worden war.

So war sie frei geworden!

Als er sie erkannte, fühlte er wohl sofort, um welchen Preis dies möglich gewesen war, ihre Freiheit hatte die Freiheit von Jda Hartmann gekostet!

Er war dadurch so verlegen, daß er zunächst keine Antwort wußte; er machte nur eine hilflose Geste, als wollte er damit irgend etwas entschuldigen.

Als wir uns damals begegneten, uns gegenseitig fremd, als Sie damals so begeistert davon sprachen, daß auch in unserer modernen Zeit jene Träumer noch nicht ausgestorben sein dürfen, die für Frauen kämpfen, da glaubte ich wohl mehr an Worte, die in der Begeisterung gesprochen wurden. Und nun beweisen Sie mir, daß Ihre Worte nicht nur gedacht, sondern auch empfunden und zu Taten umgestaltet wurden. Und ich konnte darüber nur den einen Gedanken hegen, wie ich für das Vertrauen Ihnen Vergeltung und Dank geben kann.“

„Ich habe nie an Dank gedacht! Und es war sicherlich nicht mit meinem Willen geschehen, daß Sie meinen Namen erfuhren.“

„Ich weiß es, aber von all denen, die sich hier in der Stadt meine Freunde genannt haben, hat keiner an mich gedacht. Nur Sie! Wie konnten Sie so an mich glauben?“

„Erlassen Sie mir Erklärungen darüber! Ich hatte einem augenblicklichen Empfinden gehorcht, mir war es eine Gewißheit, daß Ihre Augen eben nicht die einer Mörderin sein könnten.“

„Aber von solchem Vertrauen bis zu einem tätigen Eingreifen ist noch ein weiter Weg.“

Und Frau Erna Löwenberg dachte dabei, es könnte dazu nur jene Brücke geführt haben, die die Liebe baut. Sollte es jene Liebe auf den ersten Blick wirklich geben, von der die Dichter singen? Und nach seinem Wesen, nach seiner Eingabe für seine Ideen war er ein Dichter, mußte er einer sein.

„Aber Sie haben mich darüber doch nicht einmal sprechen hören.“

„Ich die Wahrheit schuldig. Sie allein haben ein Recht, von meinem Leben zu hören, was ich dem Gerichte selbst geschwiegen. Mein Leben ist selbst wie eine verfallene, nicht eben glücklich erfundene Geschichte. Sie sollen von mir selbst hören und dann urteilen, ob Sie sich in irgend einem Punkte getäuscht hatten.“

Hans Thörn nickte.

Ihre Gestalt hatte sich seit der Trennung nicht geändert; immer noch hatte sie die dunklen Augen, die ein abenteuerreiches Leben verriet und die zu den weichen jugendlichen Zügen so seltsam kontrastierten; immer noch war sie die zierliche, schlanke Erscheinung.

Es war nur, als hätten sich an den Mundwinkeln ein paar neue, kleine Fältchen eingegraben, als wüßten diese wieder von einem neuen Erleben zu berichten.

Dann hörte er ihrer wohlklingenden Stimme zu, die beruhigend wirkte und die ihm für ein paar Augenblicke das Schicksal Jda Hartmanns vergessen ließ.

„Ich weiß nicht, ob Sie schon irgend etwas von meiner Vorgeschichte wissen; ich werde jedenfalls so knapp erzählen, wie es nur möglich ist. Ich selbst bin die einzige Tochter des Grafen Wladimir Wialewalska. Mein Vater war ein sehr kluger

Mann, der viel auf Reisen war und dabei viel gesehen und gelernt hatte. Jedenfalls mochte er dabei auch erkannt haben, wie sehr das russische Volk im Verhältnis zum deutschen und noch anderen bedrückt und unfrei ist. Das russische Volk ist es, das alle Bürden der russischen Verwaltung und Regierung zu tragen hat, ohne aber auch nur das allergeringste Bestimmungsrecht zu besitzen. Ich weiß nicht, wie gerade alles so gekommen war, aber eines Tages erschienen Kosaken, die meinen Vater als Mitglied eines gefährdeten, revolutionären Komitees verhaften sollten. Bis dahin hatte ich mich nie um politische Angelegenheiten gekümmert. Aber da in mir nun der Wille lebte, meinen Vater vor dem furchtbaren Schicksale eines Verbannten in



Bombenwirkungen des letzten Zeppelinangriffes auf Paris, in der Nacht vom 30. bis 31. Januar. Durch eine Bombe entstandene Straßenbeschädigung am Gewölbe der Untergrundbahn.

Sibirien zu retten, so wurde ich selbst zum Mitglied eben des Revolutionskomitees, dem mein Vater angehört hatte. Mein Vater war in die Schlüsselburg als politischer Gefangener geführt worden. Was sein Los werden würde, das verstand ich. Um ihn zu retten, war ich die tätigste Mitarbeiterin des erwähnten Geheimbundes. Und es gelang mir, ihn durch große Summen zu befreien, ihm einen Fluchtversuch zu ermöglichen. Ich versteckte meinen Vater in unserem Gute, auf dem ich scheinbar teilnahmslos gegenüber den politischen Vorkommnissen weiter gelebt hatte. Da erschien bei uns Manfred Löwenberg, der vorher schon einige Male bei uns eingeladen und damals schon nach mir begehrt gewesen war. Und er erklärte mir, er wisse, wo mein Vater nun versteckt sei und daß ich selbst einem revolutionären Komitee angehöre; er aber werde schweigen, weil er mich liebe; und er ließ fühlen, daß er eine unbefonnene Tat begehen konnte, wenn er vergebens jenem Liebeswahn nachirrte. Immer deutlicher wurde er, und zuletzt sprach er unverbohlen die Drohung aus, er werde meinen Vater und mich verraten, wenn ich mich seinem Willen widersetze. Da im Dorfe Kosaken waren und ich erkennen mußte, daß er vor der Verwirklichung nicht zurückzucken werde, und da mein Vater noch zu kränkeln begann, so daß er nicht einmal mehr hätte fliehen können, so vermochte ich Löwenbergs Drohungen nicht mehr länger Widerstand zu leisten. Um meines Vaters willen, der schließlich so schwer erkrankte, daß er das Bett nicht verlassen durfte, erfüllte ich seinen Willen und wurde Frau Löwenberg, obwohl ich jenen Mann hassen mußte. Aber er fragte nicht danach, denn er hatte die Macht, mich zu zwingen. Mein Vater war ja krank. Ich aber hatte gelernt, daß die Kosaken davor nicht erschreckt sein würden, selbst einen Sterbenden fort-

treten des deutlichen Grund haben sie und an seinen Diffidatler in Wils u unteren deutschen fremdschiffliche Ge Ekte oder über ? Gewäßen hinterher land gait seitdem als von Reichis von Regierenden in Neupilt das Gerger sich für Deutschlialia längt dem enge das des Staates 30.000 Mann hier ständen, das selber aus einem verallte Krauern, und Tordobodoote. R einit gehofft, 1000 seine Eintreisungs stellt auf bekomm poverren Schütz und seines Kololo emabringen gelohf lesen ins Feld ge Durchforste, der ede keiner Hofmannte d verkommenen Ho Das bedeutsam nahe aller deut augunien einer u Gesellschaft, ist u nach fast 20 monn tarien durch sein kungig ist nom

(Schluß folgt.)

Und wenn es wieder Weihnacht ist,
Du hoffentlich zu Hause bist;
Dann grüßen dich beim Kerzenschein
Wir Kinder und das Mütterlein.

Der Feldgräue wischte sich eine Träne aus den Augen und in seiner Seele stieg heimliches, frohes Glücksgefühl auf, als ahne sie schon künftiges, neues Treuen nach schwerer, harter Kriegsnot. Weicher wurden die harten Züge des Mannes, klarer blickte das umschattete Auge. Und fast zärtlich klangen die Worte:
"Auf Wiedersehen, liebe Kinder, — auf Wiedersehen, mein gutes Weib!"

Schon wollte er aufstehen, um sich an dem Gespräch der Kameraden zu beteiligen. Doch halt, der Brief des Pfarrers, der mußte noch eilig gelesen werden. Vielleicht auch ein verspäteter Weihnachtsgruß! Rasch war das Schreiben geöffnet. Die Blicke glitten über den engbeschriebenen Bogen.

Da, ein entsetzlicher Schrei, — der Mann brach zusammen. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte seine Brust.

Erschreckt sprangen die Kameraden herzu. Man bemühte sich um den Vermissten, man griff nach dem Briefe, in dem er gelesen. Da stand es, — die Frau des Kameraden war gestorben, von einer plötzlich auftretenden Halskrankheit weggerafft. Ihren Sohn hatte sie mit ins Grab hineingenommen. Das Töchterchen weinte im Waisenhause. Da sollte es bis zu des fernen Vaters Heimkehr in treuer Obhut bleiben. —

Keiner der Männer mit den rauhen Bärten und den oft so weichen Herzen redete in den nächsten Stunden auf den Unglücklichen ein, als er still in sich versunken in einer Ecke der Erdkammer saß, den Inhalt des Feldpatentes aus- und einpackte und die mitgesandten Weihnachtskerzlein, die bunten, verpackten, auf einer Holzkiste befestigte, um sie dann glanzlosen Blickes anzuzünden. Mit seltsam veränderter Stimme sang er dabei: „Friede den Menschen!“

— Ein wohlthätiges Fieber schlug bald seine verhallenden Fittiche um die Wunde, ihre Kriegerseele. —

Nach der Genesung stand der Westphale wieder auf seinem Kriegerposten, aufrecht und pflichttreu.

Doch in seiner Seele war von allen Weihnachtslichtern nur eins geblieben, — die Sehnsucht nach dem einsamen Kinde im fernen Westphalen.

Und von allen Gebeten der Kindheit, der Jugend und des Mannesalters fiel ihm eben jetzt auf schneeumstärkten Posten keines ein. Er konnte nur inbrünstig flehen: „Herrgott, gib bald siegreichen Frieden! Laß mich bald unter ruhmgekrönter Fahne heimkehren, damit ich mit meinem Kinde zu seines Mütterleins schmalen Grabhügel pilgern kann!“

„Amen,“ donnerten die mächtigen deutschen Geschütze.
„Amen,“ rauschten die Tannen im nahen Fichtenwald.

Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder seit der Landsknechtszeit bis in die Gegenwart.

Von L. S.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In der Friedrichzeit dagegen, da das Heer zumeist aus Landeskindern bestand, waren schon mehr Vorbedingungen gegeben für eine gute Kameradschaft unter den Soldaten. Aus dieser Zeit klingt das Lied des Trompeters herüber:

„Wir zogen miteinander,
Hornist und Musketier,
Bier Arme, wenn wir stritten,
Zwei Füße, wenn wir schritten,
Ein Herz, wenn im Quartier!“

Am tiefsten und innigsten wohl drückt Uhlands Lied vom guten Kameraden die Kameradentreue des deutschen Soldaten aus. Hunderttausende von Soldatenherzen haben es dem Dichter nachempfunden, hunderttausende von Soldatenherzen haben es ihm jauchzend nachgesungen, das Hohelied der Brüdertreue. Wer von ihnen, die es singen, fragt nach dem Dichter? Sie haben es ganz zu dem ihrigen gemacht. Es schallte fort seit Uhlands Zeit durch das Jahrhundert, um aufs Neue tausendstimmig gesungen im Weltkriege. Wie sehr die Soldaten es als ihr Lied empfinden, das beweist auch die Umbildung zu dem bekannten, potpourriähnlichen Liede. Alles, was das Soldatenherz bewegt ist in diesem bunten, eigentümlichen Liede zusammengefaßt.

Treu ist der Soldat dem Kameraden — treu ist er auch seinem Lieb. Mag er sich in viel losen Liebern als übermütigen Herzensbrecher darstellen, manch anderes, schönes Soldatenlied weiß von echter, tiefempfundener Liebe des Soldaten.

Von welcher Zartheit, welch weicher Innigkeit ist nicht folgendes Lied aus der sonst so rauhen Landsknechtszeit:

„Bart schönes Jungfräulein
Laß dir mein junges Herz befohlen sein,
Weil ich im Glend (Ausland) bin
Dein nimmer zu vergessen,
Liegt mir in meinem Sinn!
Bart schönes Jungfräulein,
Mein höchster Hort,
Denk' an mein Wort!
Far immer fort

Dein nimmer zu vergessen!“

Der „arme Reutersknecht“, der „reutten muß und rauben, steln wie ein Dieb,“ um sein Leben zu fristen, will

„Durch schönes Jungfräulein willn berstechen die Speer Berhauen die Schülte“

Durch ihretwillen wagen Leib und Blut!“

Und gleich ihm hat manch anderer Reiter „ein Megdelein im Herzen lieb!“ Ist ihm die Liebste gestorben, so macht er ihr im grünen Walde mit seinem Schwerte ein Grab, und seine braunen Augen geben das Weihwasser dazu.

In der an Kämpfen reichen früh-rizianischen Zeit entsteht das Lied von „der jungen Braut,

Die weinet überlaut;
Den sie so sehr tät lieben,
Ist in der Schlacht geblieben!“ —

Deshalb:

„wer sich in preußischen Dienst will begeben,
muß sich sein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen!“

Voll Sehnsucht gedenkt der gezwungene Soldat seines Liebchens:

„Ach könnt' ich bei meinem schön Schächlein sein,
Ach hätt' ich mein tausendschön Schächchen im Arm!“

Der Landsknecht konnte sein „schönes Fräulein“ beim Trost mit sich führen in den Krieg, der Soldat späterer Zeit kann und darf es naturgemäß nicht mehr. Da tritt das Motiv des Abschiednehmens in das Soldatenlied ein; des Abschieds von Vater, Mutter und Geschwistern, besonders aber von der Liebsten. Die Liebste fleht: „Schah, ach Schah, reise nicht so weit von mir!“ — Der Soldat klagt: „Köln am Rhein, du schönes Städtchen... und darinnen da müßt' ich lassen mein herzerliebtesten, schönsten Schah!“

„Ade, mein liebes Mädchen!“ verweht der letzte Gruß des scheidenden Soldaten.

Das Lied von 1813 fordert Selbengröße auch von der Braut des Kriegers. Sie soll nicht weinen, wenn sie ihren Liebsten „eingraben dort an dem schönen Rhein,“ wenn er im Kampfe für die Freiheit fiel.



Erzerum.

Ausicht des Hauptplatzes der türkischen Festungsstadt, welche von den Russen eingenommen wurde mit den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden.

„Nebstes Mägdlein, Herzensliebste mein,
Doch, zum Abschied uns die Trommel ruft!
Ach, welch bitteres Leiden
Bringt der Liebe Weiden!“

singt das neue Lied gleich dem alten. Doch, wie weiland in den Befreiungskriegen soll auch heute des Kriegers Liebeslied „keinen feigen Knechten freien!“ Darum will er sich zu den „anderen reiben“, ihr aber sagt er: „Liebste, tröste dich!“ denn „in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen, und „die Rosen blühen wieder, ist erst die rechte Zeit!“ —

Im Felde, da denkt der Soldat „so manchmal noch ans Liebchen hin, denn treu ist die Soldatenliebe!“ In „finsterner Nacht auf kalter Wacht“ da fragt er sich, ob ihm sein Liebes auch „treu und hold verblieb“. Auch unter dem feldgrauen Waffentode „schlägt ein treu Soldatenherz“ für „Feindeslieben zu Haus“; auch den deutschen Soldaten im Weltkriege begleitet der Gedanke ans Lieb daheim:

Der Kaiser rief, mein Schwert zog aus,
Hog mit ins Land hinaus;
Mein Herz, das blieb bei dir!...



Ein Opfer englischer Unmenschlichkeit.
Der Kommandant von „L. 19“ Kapitänleutnant
Odo Loewe,
welcher auf solch tragische Weise mit seinem
Marineinfanterieschiff in der Nordsee unterging,
nachdem englische Schiffe seine Rettung
verweigerten.

haar im größten deutschen Liebesepos, in „Trianon und Hilde“, oder die blondlockige Krimhild, der Siegfried dankt, weil sie lichter Haar hat und blaue Augen. Wenn die Soldaten marschieren, „bleibt's schwarzbraune Mädel zu Haus!“

Eine tiefe Naturliebe offenbart sich in den Soldatenliedern der verschiedenen Jahrhunderte.

Rauh und herb ist der Soldat, aber er hat ein kindliches, für die Schönheiten der Natur empfängliches Gemüt. Er bringt vielfach die Natur im innigen Zusammenhang mit seinem Leben.

Bur strengen Winterszeit, da „tut der Reif und auch der Schnee den armen Reitern weh“; doch im Frühlings singt er schon hoffnungsfroh: „Es geht jetzt zu der Sommerzeit!“ Ist der Sommer gekommen, dann jubelt der Soldat:

Es blühen die Rosen, die Nachtigall singt,
Mein Herz ist voll Freude, voll Freude es springt!

Dann kann er wieder lustig durchs Land reiten, durch den grünen Wald. Allda trifft er wohl ein „schönes Freulein“, das rote Mödlein bricht zu einem Kranze für ihn. Manchmal erwartet die Liebste ihm auch im „Rosengarten“. Statt nach Jahreszeiten rechnet der Landsknecht die Zeit nach grünem Klee und weißem Schnee.

Häufig kehrt in den Soldatenliedern der grüne Wald und die grüne Heide wieder. Der Landsknecht hört im „grünen Wald“ die „Waldvöglein“ singen; — so freuen sich auch unsere Soldaten über die „Vöglein im Walde, die fangen so wunderschön!“ Aber sie wissen auch: „Man gräbt uns ein im grünen Wald; wer weiß wie bald? ...“

Und bin ich morgen,
morgen tot,
Mein Herz, das
starb bei dir!

Manchmal tritt
im Soldatenliebe
das uralte Motiv des
Volksliedes vom
„Goldbringelein“ auf
als Unterpfand von
Lieb und Treu.

„Und wenn es denn
soll geschieden sein,
so schenk' mir dein
goldenes Ringe-
lein!“ bittet eine
alte Weise; und
wenn es beim Ab-
schied in der Ab-
nung des Nimmer-
wiedersehens heißt:
„Goldbringelein rei-
chen und das tut
weh,“ wie viel leid-
voller ist's dann,
wenn das „Ringlein
zurückkommt von
Büttich!“ —

Es ist eine Eigen-
tümlichkeit des
deutschen Soldaten-
Liebesliedes, daß es
vorwiegend das
„schwarzbraune“

Mädel preist, wäh-
rend doch sonst das
blonde Mädchen die
große Liebe ist, wie
z. B. Hilde und Hilde.

Vielfach trifft man in den Soldatenliedern auf Vergleich zwischen Natur und Menschenleben. Wenn der Tod auf dem Schlachtfelde reiche Ernte hält, dann singt das Landsknechtslied von den Gefallenen, daß sie sanken „wie Blümlein im freien Schnitterfeld“, dahingerafft von Mähers Sichel. In neuester Zeit entstand das Lied von den „Blumen kalt und tot, die blühten frisch noch und rot“. Der Tod hat sie mit eijigem Frosthauche geknickt über Nacht. Diese innige Naturliebe bewahrt der Soldat auch über das Grab hinaus.

So pflanzt mir auf mein' Grabeshügel
Wo! Rosmarin und Thymian,

Damit ich was zu riechen han!

wünscht er in einem alten Liede, während neuerdings der rote Husar lieber möchte, daß auf seinem Grabe rote Rosen blühen, denn „die roten Rosen und die sind schön!“ Ist sein Grab im Feindesland gar zu arm, pflanzt seine liebende Hand ihm einen grünen Zweig darauf, dann sind die „Sterne die Blumen“, und „der Wind singt den Choral“. Manch- mal sproßt auch aus Liebchens Tränen, die ein Engel aus der fernen Heimat auf das einsame Grab des Lieb- sten trägt, ein Blümlein, „das blüht im Abend- sonnenschein.“

Es spiegelt sich auch das schlichte fromme deutsche Gemüt in den Soldaten- und Kriegsliedern.

Sehr naiv äußert sich die Frömmigkeit der Landsknechte meist in ihren Liedern. Eins berichtet von ihnen: „Betten und Fasten laßt sie wol bleiben; meinen, Mönch und Pfaffen sollens betreiben.“ In der Schlacht bei Ravenna indes, da die Landsknechte „im Blut mußten gan bis über, bis über die Schuch“, da finden sie den Weg zu Gott: „Barmherziger Gott, erkenne die Not, wir müßten sonst verderben also.“ Bei ihren Raubzügen stellten die armen „Reutersknechte“ sich unter den Schutz Mariens und St. Jörgs. Er soll ihr „Rottmeister“ sein. Uebrigens stößt man auch im neuzeitlichen Soldatenliebe hie und da auf die Anrufung von Schutzpatronen; so bittet des Königs „Artollerey“ „St. Barbara, richt das Geschick!“ und die Mannen, die durch die Nacht traben, wissen: „St. Jörg uns führt zu Schirm und Wacht für unfres Reiches Not!“ Mit welcher kindlichen Naivität ermuntert nicht das Lied der Landsknechte zum Kampfe gegen die Türken:



Hauptmann von Raden, der Held von Mora,
welcher mit einer kleinen Schaar deutscher und
eingeborener Truppen den äußersten Nord-
winkel Kamernus bis zur letzten Möglichkeit
verteidigte.

„Raubt und sengt und mordet blutig,
Jung und alt zugleich!
Soll doch Schreden
Euch nicht bededen,
Gott wird Hilfe schon erwecken.
Der ist unser Hort,
Hier und dort!“ —

Wenn der „Herr über'n Sternen ist mit den Tapfern all“, dann steht der Landsknecht gewißlich seinen Mann im Felde; dann „verstört er“ leicht „die Bestungen des churfürstlichen Defensionswerkes“. „An Gottes Segen ist alles gelegen“, singt die „verlorne Feldmacht“ um Mitternacht.

Auch die späteren Soldatenlieder durchzieht ein starker, schlichter Glaube. „Mit Gott für König und Vaterland“ heißt der Schlachtruf. Fällt der Soldat:

Der Leib vermodert in der Gruft,
Der Rod bleibt auf der Welt;
Die Seele schwingt sich durch die Luft
Ins blaue Himmelszelt.“ (Fortf. folgt.)

Sprüche.

Es ist so einfach, alle Schatten hinter sich zu lassen. Man darf nur das Gesicht der Sonne zuwenden.

Freundlichen Menschen schenkt die Natur schon bei der Geburt den Schlüssel zu anderer Herzen.

Die Erdrutsche am Panamakanal.

Die neuerlichen Erdrutsche haben einige sehr merkwürdige Erscheinungen gezeigt. So haben sich stellenweise im Bette des Kanals Wülste und Erhöhungen von 6 bis 14 Metern Höhe gezeigt, die sich somit zum Teil über die Wasserfläche erheben. Als Ursache des Rutschens so kolossaler Erdmassen bezeichnet der „Scientific American“ in erster Linie Zerquetschung oder Zerlegung des Materials, die eintritt, wenn das unterliegende Gestein von geringwertiger Qualität ist, oder wenn senkrechte oder zum Kanal abfallende Spalten es durchziehen. In dem Maße, wie die Ausschachtung sich vertieft, wird das Gewicht der auflagernden Masse längs der Kanalwand so beträchtlich, daß das unmittelbar liegende Material zerquetscht wird, es verliert seine Kohäsion, zerbricht und wird hinab und hinaus, der Kanalmitte entgegen, gedrängt. Hier stellt sich ihm der Gegendruck des unverletzten Kanalbodens und des jenseitigen Fußes der Kanalwand als Hindernis entgegen, so daß es sich staut und sich emporbäumt. Diese Bewegung kommt erst dann zum Stillstand, wenn das Gewicht des so entstandenen Erdwalles dem der nachrutschenden Wand die Wage zu halten vermag, also gewissermaßen einen Niegel bildet, der das weitere Nachrutschen aufhält, wobei ihm dann der wieder-eintretende Reibungswiderstand zwischen dem festliegenden und dem in Schiebung befindlichen Gestein behülflich ist. Auch wenn das unten liegende Gestein härter ist, als das darüberliegende, und wenn der Winkel, bis zu dem letzteres ausgeschachtet ist, steil ist, kann die aufliegende Masse so schwer werden, daß sie ins Gleiten kommt und in den Kanal rutscht. Nicht selten wird diese Bewegung noch begünstigt und unterstützt durch Abwässer von der Erdoberfläche, die längs der Trennungslinie durchsickern und dieser als Schmiermaterial dienen, auf dem dann das aufliegende Material umso bereitwilliger abgleitet.

Die Theaterkarte als Paß. Das Stadttheater in Wilna, das am ersten Weihnachtstages unter der Leitung des Direktors William mit Lessings „Minna von Barnhelm“ eröffnet wurde, spielte am 28. Dezember Meyer-Försters „Alt-Heidelberg“. Der Theaterzettel ist in deutscher Sprache abgefaßt, enthält aber gleichzeitig die Anzeige des Stückes in polnischer Sprache und in Jiddisch mit hebräischen Schriftzeichen. Er ist auch in anderer Hinsicht noch etwas mehr als ein gewöhnlicher Theaterzettel; denn über dem Titel des Stückes befindet sich der Vermerk: „Die Theatereintrittskarte berechtigt zum Be-

treten der Straße nach Schluß des Theaters, um in die Wohnung zu gelangen.“

Die französischen Lehrer im Felde. Kürzlich hat das französische Unterrichtsministerium einige Angaben über die ins Feld gezogenen französischen Lehrer gemacht. Die Zahl der im Felde stehenden Lehrer soll 30 000 betragen, davon sind 2057 gefallen und über 8 000 verwundet oder gefangen. Die französischen Schulen

benutzt, dann langsam vervollkommen und besonders karger Leute, den Granatieren („Grenadiere“), zur Handhabung anvertraut. Im 16., 17. und 18. Jahrhundert waren die Handgranaten in jedem Kriege, insbesondere bei jeder Belagerung, zu finden. So wurden bei der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1683 nicht weniger als 805 000 Handgranaten geschleudert, und 1686 führte das kaiserliche

Heer, das unter Karl von Lothringen das in den Händen der Türken befindliche Ofen belagerte 84 000 Handgranaten mit. Bei der Einnahme von Mons und Namur durch Vauban in den Jahren 1691/92 spielten die Handgranaten gleichfalls eine große Rolle. Und im 18. Jahrhundert wurden sie u. a. bei der Belagerung von Bergen ob Zoom (1747), Madras (1759) und Mainz (1793) benutzt.

Ein heller Sachse. Der Inhaber eines Leipziger Schuhgeschäfts erzählt folgende Schurre: „Ich mußte einige Augenblicke zur Post gehen und ließ meinen Gehilfen allein im Laden zurück. Währenddessen betrat ein Kunde den Laden und wählte sich zu 23,50 Mk. ein Paar Lackschuhe aus. Er hatte aber nur 20,— Mk. bei sich und bat, ihm die Schuhe mitzugeben, er werde in einer Stunde vorbeikommen und den Rest mitbringen. Mein Gehilfe handigte dem Unbekannten die Schuhe aus. Als ich ihn hinterher zur Rede stellte, wie er gegen 20,— Mk. die Lackschuhe an einen Unbekannten hergeben konnte, meinte er vergnügt: „Ach, Meister, der Mann kommt wieder. Ich hab' Se ihm nämlich zwei rechte Schuhe eingepack't!“

Beim Rekrutendruck. Feldwebel: „Sie dahinten! Können Sie nicht schneller laufen? Ihrwegen kann doch der Krieg nicht 'n halbes Jahr länger dauern!“
Gesellschaftsspiel in Serbien. Spielregel: Diesmal ist es umgeteilt wie sonst. Wer den schwarzen Peter faßt, gewinnt!
Sehr glaubwürdig. „Meine Frau wollte durchaus, der Junge soll Hans heißen, und ich wollte ihn durchaus Fritz nennen. Endlich haben wir einen Vergleich geschlossen.“ — „Nun, wie habt Ihr ihn denn genannt?“ — „Hans!“

Beim Heiratsvermittler. „... Und die, die ich Ihnen vorstellte, wollen Sie nicht?“ — Witwer: „Ne — da bleibe ich lieber vorlaufig — untröstlich!“

Rätsel.

Groß und Klein.

Berlin, die große Kaiserstadt,
Von mir ein einziges Stück nur hat;
Doch in allernächster Näh'
Hat es viermal Weißenfee.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Schnitzer.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredebeck (Habr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeck & Koenen, Ess. u. (Habr).

Einst.

Einst, gewiß, der Tag wird kommen,
Wieder wird, mein Volk, dir frommen
Sanften Friedens süßer Hort,
Friedensgruß wird dich ergötzen
Nach dem blutigen Entsetzen,
Nach dem beispiellosen Mord!

Seine Glocken werden läuten,
Witwen und beraubten Bräuten
Wird erstehn ein süßer Trost:
Uebergrünt des Jammers Spuren,
Unsren heißgeliebten Fluren
Welch' ein reiches Teil erlost!

Hoch zu Macht und Ruhm gestiegen
Nach titanenhaften Siegen,
Alle Schmerzen überlöst,
Daß die Herzen höher steigen,
Deutschland, wenn nach blutigem Reigen
Dich der schönste Lorbeer krönt!

Und wenn durch der Straßen Reilen
Die betränzten Helden eilen,
Aus dem Dom quillt der Choral,
Heller wird das Auge leuchten,
Und die Wangen wird sich feuchten,
Jubeln wird man tausendmal!

Jedem wird die Hand man drücken,
Ihren Helm mit Rosen schmücken,
Und es reißt sich Fests an Fest,
Reichlich wird man spenden, geben,
Wie sich Schöneres im Leben
Sicherlich nicht denken läßt!

Aber eins muß ich bedenken:
Mag man geben, mag man schenken,
Preisen in Gedicht und Buch,
Juble man in Dankstiften,
Schmücke man die Brust mit Orden,
Nimmer wird es sein genug!

Kranz des Ruhms, wer kann dich weben,
Kann es ird'iche Kronen geben,
Solcher Helden Taten gleich,
Die mit beispiellosem Wagen
Eine Burg um dich geschlagen,
Heißgeliebtes, deutsches Reich!

Hugo Koeber (Köln).

sind größtenteils ohne Lehrpersonal und das Unterrichtsministerium sich zu verpflichten, die Hilfe der bürgerlichen Bevölkerung in Anspruch zu nehmen. So soll es jetzt keine Seltenheit sein, daß ein ergauter Richter den Schülern das Latein beibringt oder ein Zahnarzt naturwissenschaftlichen Unterricht erteilt. Auch Chemiker und Künstler widmen jetzt ihre freie Zeit dem Lehrfach.

Die ersten Handgranaten gab es um das Jahr 1427, bei der Verteidigung von Casalmaggiore am Po. Dort wurden sie in Form von mit Schwarzpulver gefüllten Flaschen und Tontiegeln zum ersten Male